



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**,
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Hardy von Arnberg.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

Hardys Dienststunden lagen seit einiger Zeit so, daß sie vormittags von acht bis zwölf und nachmittags von fünf bis neun zu tun hatte. Zu der Gruppe Telephonistinnen, die der gleichen Zeiteinteilung zugeordnet waren, gehörte auch die blonde Anna Behrens.

Draußen jubilierte der Maientag. Einer der letzten des Monats, der fast ganz in Regen verstrichen war, und der nun zum Schluß seine Wonnen mit vollen Händen der Menschheit ins Gesicht warf, als habe er vor Trunkenheit jedes Maß verloren.

Die Fensterreihe, hoch oben im Telephonsaale, sah aus, als sei sie von himmelblauem, golddurchspränkeltem Glase. Man mochte gar nicht hinaufgucken, denn dann kam man sich wie eingesperrt vor und erbitterte sich darüber, daß andere Menschen unter diesem betörenden Himmel spazierengehen durften, während man selber wie auf Wachtposten saß und das ewige „Hier Amt“ einem um die Ohren schwirrte. So schalt Anna Behrens.

Aber mühsam war es endlich doch zwölf Uhr geworden, und nun hingen die abgelösten Telephonistinnen im Garderobenraum ihre dunkelblauen Kittel an den Nagel.

Anna Behrens, in einer sehr durchbrochenen, etwas schmutzigen weißen Bluse, daran ein Stückchen Naht am vollen Oberarme geplagt war, stand vor dem Spiegel und befestigte mit den Hutnadeln ein verwegenes Gebäude von billigen Federn, Blumen und Strohgeflecht auf ihrem üppigen Haare.

„Gott, wenn ich denke, was heute für'n Tag ist!“ sagte sie voll Ausdruck.

Hardy, die sich gerade das schwarze Kleid abbürstete, erschrak schwer . . .

„Ja, ein Tag — ein Tag — sein Hochzeitstag! . . .“

„Na, was wird denn viel los sein? Und übrigens, Behrens, Ihr Armel ist geplagt“, sagte eine der Kolleginnen, die peinlich ordentliche und geradezu imponant auftretende Marie Heinrichs.

„So-o-o?“ Anna Behrens besah den Schaden in sekundenkurzer Betroffenheit, zog die auseinanderlassenden Stoffstücke, ihre Ränder beschädigend, ein bißchen zusammen und meinte dann zuversichtlich: „Ach, das sieht keiner. Und was los ist? Frage! Sind nicht Sie und Möller und Arnberg und ich heute vor zwei Jahren eingetreten?“

Hardy atmete auf . . . Wie erleichtert . . . Sie griff nach ihrem Hute, dem schwarzen Matrosenhute mit dem schwarzen Bande.

„Gott, das ist auch wahr . . .“ sagte Marie Heinrichs nachdenklich. „Wie die Zeit so vergeht in dem Einerlei . . .“

„So'n Tag soll man feiern“, meinte Anna Behrens eifrig, „Möller hat Mittagdienst. Aber Sie und Arnberg und ich, wir sollten uns was spendieren. Wißt ihr was: treffen wir uns halb vier in der Konditorei Höchst und trinken Schokolade. Und nachher stellen wir uns an der Anshartirche auf und gucken zu.“

„Ach, Sie meinen, wir sollten der Auffahrt bei der Rottbeck'schen Hochzeit zusehen? Ist die nicht heute? Ich hab' als Kind viel mit Fräulein Rottbeck gespielt. Ja, damals lebte Vater noch, und man wußte noch nicht . . .“ Mit einem Seufzer brach sie ab. Und schloß dann fast höhnisch: „Nein, ich pflege nicht von der Straße aus an dergleichen teilzunehmen.“

Sie ging und nickte ein wenig von oben herab den Versammelten zu.

„Böh“, sagte Anna Behrens hinter ihr her, „mit Hochmut lockt man keinen Hund aus'n Dfen. Und wenn ihr Vater zehnmal'n großer Mann in der Stadt war, ehe es 'raus kam, daß er alles verspekuliert hatte. Jetzt ist sie doch nicht mehr als wir. Na, und Sie, Arnberg, auch zu nobel, um so was zu tun?“

„Ich bin nicht wohl, liebe Behrens. Ich habe Kopfschmerz“, sagte Hardy faust. „Am heute nachmittag dienstfähig zu sein, muß ich mich in der Zwischenzeit stillhalten.“

Anna Behrens sah es: ja, die arme Arnberg hatte fast ein graues Gesicht, und so was Unsicheres war in ihrer Haltung, als koste es sie viel, nur aufrecht zu gehen.

Ohne weiteres, von ihrem gutmütigen Herzen bezwungen, mit geradezu mütterlich bevormundenden Gebärden, nahm Anna Behrens Hardys Arm und legte ihn in den ihren.

„Ich bringe Sie nach Hause, Sie halten sich ja kaum auf den Füßen.“

Hardy hatte keine Kraft, sich zu wehren. Sie hatte auch alles vergessen in diesem Augenblick, was ihr an Anna Behrens so peinlich war. Sie fühlte sich sehr elend.

In einer grenzenlosen Verlassenheit, wie hinausgejagt aus allem Leben und allem Glück.

Dann aber kam nach der Vorführung der Bilder eine niederschmetternde Erklärung. Der Forscher hatte auf die Glasseite der Platte fünf einzelne Wiener Würstchen gelegt, und zwar so heiß, wie sie eben aus dem Kessel kamen. Palmettenartig gruppiert gaben sie ungefähr den Eindruck einer Hand, und infolge ihrer großen Wärme, die nahe an 100 Grad ging, strahlten sie erheblich stärker als die nur etwa 36 Grad warme Hand. Das Experiment hatte zum mindesten deutlich gezeigt, daß hier eine einfache Wärmewirkung auf der graphischen Platte genau die gleichen Wirkungen hervorgebracht hatte wie die lebende Hand, daß okkultistische Schlüsse daraus also nicht gezogen werden durften.

Wenn dieser Versuch auch nötig und nützlich war, um Übertreibungen zu brandmarken, so ist andererseits das Gebiet menschlicher und animalischer Elektrizitäten und Strömungen so groß, daß der ernsten und ehrlichen Forschung noch ein gewaltiges Arbeitsfeld offen steht. Von der photographischen Platte wissen wir ja, daß sie durch transversale Ätherschwingungen überhaupt, also durch chemische Licht- und Wärmestrahlen beeinflusst wird. Man durfte also ihre Veränderungen nicht ohne weiteres aus dem Einfluß elektrischer Strömungen herleiten, solange nicht die Wirkungen der Wärme studiert waren. Aber wir haben ein anderes Instrument, das Multiplikatorgalvanometer, das nur auf Elektrizität anspricht, und das uns zeigt, daß die Elektrizität an allen Ecken und Enden des lebendigen Körpers erzeugt wird. Im einwandfreien physiologischen Versuch ist folgendes dargestellt worden: Ein Nerv,

der durch einen elektrischen Strom gereizt wird, tritt in Tätigkeit. Ist es ein Gefühlsnerv, so löst er eine Schmerzempfindung aus, ist es ein Bewegungsnerv, so gerät das betreffende Glied in Zuckungen, wie jedermann, der einen elektrischen Schlag bekommt, konstatieren kann. Umgekehrt aber werden bei jeder Reizung eines Nerven, sei es vom Gehirn aus durch den Willensstrom, sei es durch mechanische Reize, wie Brennen, Stechen oder dergleichen, die stetig fließenden Körperströme beeinflusst, und zwar im allgemeinen geschwächt.

Im allgemeinen wäre ja nun das Auftreten elektrischer Ströme im lebendigen Organismus nichts besonders Merkwürdiges. So werden wir z. B. dem Umstande, daß unser Haar beim Kämmen bei trockenem Wetter lebhaft Elektrizität erzeugt, gar keine so besondere Bedeutung beizumessen brauchen, da es sich hier um einfache physikalische Vorgänge, um die satfam bekannte Elektrizitätserzeugung durch Reibung handelt. Das Wunderbare aber ist darin zu suchen, daß diese animalische Elektrizität der vorher erwähnten Art in so engem Zusammenhange mit unseren rein seelischen Regungen steht, daß bereits Gedanken und Empfindungen, die doch bislang immer als etwas rein Geistiges gegolten haben, die elektrischen Strömungen unseres Körpers und unseres Nervensystems variieren und beeinflussen. Auf diesem Gebiete weiter zu forschen und nach dem geheimnisvollen Bande zu suchen, das Körper und Seele verbindet, ist eine hochinteressante Aufgabe, eine Aufgabe, deren Lösung die Physiologen des 20. Jahrhunderts voraussichtlich einen guten Schritt näher kommen werden.

Der Zauberquell.

Mit deinem Krüglein in zarter Hand
Hat einst dich ein Sehnen getrieben
Zum Zauberquell an den Bergesrand,
Wenn der Abend geigte ins schläfrige Land
Das Lied vom Lieben.

Vor dem Zauberquell — da hast du mir
Deine dürstende Seele gegeben:
Ich aber gab meine Glut dir —
In jauchzendem Glücke sangen wir
Das Lied vom Leben.

Vor dem Zauberquell am Bergeshang —
Da liegt ein Krüglein in Scherben.
Da ist's so still . . . Kein Hauch, kein Klang . .
Nur manchmal zittert im Quell so bang
Das Lied vom Sterben.

Siegmond Wimmer.

Rudolf von Gottschall, der Letzte vom „Jungen Deutschland“.

Von Johannes Proelß.

Fast siebzig Jahre lang hat der am 21. März in Leipzig verstorbene Dichter und Literaturhistoriker Rudolf Gottschall auf den verschiedensten Gebieten des literarischen Schaffens eine unermüdbliche, weithin wirkende, verdienstvolle und erfolgreiche Tätigkeit entfaltet. Über vierzig Jahre lang ist er der „Gartenlaube“ ein treuer Mitarbeiter gewesen.

Schon zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sah sich der Student der Rechte Rudolf Gottschall zu Königsberg und Breslau von seinen burschenschaftlichen Kommilitonen als Sänger patriotischer Freiheitslieder gefeiert und von den Universitätsbehörden gemahregelt und verfolgt. Den März des Jahres 1848 erlebte der damals Vierundzwanzigjährige, durch dessen erste Dramen „Ulrich von Hutten“ und „Kobespierre“ der revolutionäre Sturm der deutschen Freiheitsbewegung des „Vormärz“ brauste, in Königsberg als Dramaturg am Woltersdorffschen Theater. Sein nächstes Drama „Byron in Italien“ erwies sich als glücklicher Wurf, und das Verbot des 1850 in Berlin und Breslau mit starkem Beifall aufgenommenen Trauerspiels „Ferdinand von Schill“ konnte ihn auf der im „jungdeutschen“ Geiste, nach dem Vorbilde Gutzkows und Laubes, eingeschlagenen Laufbahn des Dramatikers nicht hemmen. Doch begann er, nach seiner Verheiratung mit der schlesischen Guts-herrentochter Marie Frein von Seherr-Thoß, in Breslau das grundlegende Werk „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ zu schreiben, das 1855 erstmals erschien, und dem 1858 das Gegenstück „Poetik, die

Dichtkunst und ihre Formen“ folgte. Es war eine Zeit der eigenen Klärung über die natürlichen Zwecke der Poesie als einer Kunst, eine Zeit der Auseinandersetzung mit den Gegnern der Tendenzpoesie, der er bisher gehuldigt, und über deren Grenzen er künstlerisch hinausstrebt. Nach den Erfolgen seiner viel Schönes enthaltenden „Neuen Gedichte“, der epischen Dichtungen „Carlo Zeno“, „Sebastopol“, „Maja“, seiner historischen Tragödie „Mazepa“ und seines historischen Lustspiels „Pitt und Fox“, das sich schnell auf allen größeren deutschen Bühnen einbürgerte, stand er auf der Höhe seiner Laufbahn. Von einer italienischen Studienreise heimgekehrt, folgte er 1864 einem Rufe der bekannten Verlagsfirma F. A. Brockhaus nach Leipzig, um die Leitung der Wochenschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ und der Monatschrift „Unsere Zeit“ als Nachfolger Hermann Marggraffs zu übernehmen. Bald wurde er auch Theaterkritiker des „Leipziger Tageblatts“ und trat zu Ernst Reil, dem Gründer der „Gartenlaube“, in nähere Beziehung, der ihn 1869 einlud, an Stelle Gutzkows für dieses Blatt die von diesem begonnenen „Literaturbriefe an eine Dame“ fortzuführen. Seiner jungdeutschen Neigung, die Zeitgeschichte poetisch zu spiegeln, die ihn zur Zeit des Krimkrieges auf das Epos „Sebastopol“ gebracht hatte, wurde 1870 der Ausbruch des großen deutschen Entscheidungskampfes gegen Frankreich zum frischen Begeisterungsquell, wie seine schwungvollen „Kriegslieder“ und auch die Friedenslieder der Sammlung „Janus“ bewiesen. Der patriotische Sänger, der seinem Drama „Herzog Bernhard von Weimar“ den historischen

Roman „Im Banne des Schwarzen Adlers“ folgen ließ, wurde, vom Großherzog Karl Alexander von Weimar bereits zum Geheimen Hofrat ernannt, 1877 von Kaiser Wilhelm I. geadelt. Mit wechselndem Erfolge hat dann der Rüstige noch weiter eine ganze Reihe von Dramen, Romanen und kleineren Erzählungen geschrieben, trotz seiner ausgedehnten Tätigkeit als Kritiker und Essayist auf fast allen Gebieten der Kulturgeschichte. Aus seiner reichen, persönlichen Erinnerung konnte er der ersten Generation von Bürgern des neuen Reichs eine Fülle des Interessanten aus der Frühzeit der Kämpfe um deutsche Freiheit und Einheit erzählen.

Als Jüngster vom „Jungen Deutschland“ hat Rudolf v. Gottschall dessen Führer Karl Gutzkow um mehr als ein Menschenalter überlebt und in dieser Zeit, noch über die Epoche hinaus, in der Ibsens Werk und Schule die deutsche Bühne beherrschten, mit dieser als Dichter und Kritiker in lebendiger Fühlung gestanden. In dem ursprünglichen Sinne des Wortes, wie es der berühmte Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835 gegen den vermeintlichen Schriftstellerbund eines „jungen Deutschlands“ gebrauchte, ist Gottschall freilich kein Jungdeutscher gewesen; als dieser Beschluss, dessen Ursachen und Wirkungen mein Buch „Das junge Deutschland“ darlegt, gegen Heine, Gutzkow, Laube, Mundt, Gust. Kühne und Wienberg erging, stand Gottschall noch im Knabenalter. Aber der Knabe verbrachte seine Gymnasialzeit am Rhein; zunächst in Koblenz, wohin sein Vater als Artilleriehauptmann von Breslau versetzt worden war, dann in Mainz; seine Mutter Mathilde Mühlheim war eine gemütvollste, für Poesie begeisterte Frau; das Leben am Rhein vermittelte dem reichbegabten Gymnasiasten wohl ähnliche Eindrücke, wie sie gegen Ende der dreißiger Jahre der Westfälische Freiligrath in der Burgruinenromantik von Unkel in sich aufnahm. Schon als Gymnasiast hat Gottschall unter dem tiefen Eindrucke der Dramen Schillers diesem in der dramatischen Gestaltung historischer Stoffe nachzueifern gesucht. Die Schlagworte der Jungdeutschen zündeten bei ihm um so mehr, als die von ihnen geforderte „Tendenz“ auf das „Zeitgemäße“ dem Geheimnis zu entsprechen schien, auf dem die begeisterte Wirkung des „Carlos“, der „Jungfrau von Orleans“, des „Zell“ beruht. Das Schlagwort „zeitgemäß“ hatte Ludwig Börne, der damals wie Heine in Paris als Flüchtling lebte, erfunden. Da die politische Opposition in der Presse vom Bundestag und fast allen Bundesregierungen mit allen Mitteln verfolgt wurde, kamen die poetisch Veranlagten unter den „Demagogen“ darauf, die Poesie, die erlaubte Unterhaltungsliteratur, zum Organ ihrer politischen Forderungen zu machen. Man erzählte von chinesischen, persischen Zuständen und meinte die deutschen, man erfand Liebesgeschichten, um darin in Gesprächsform Fragen des politischen und sozialen Fortschritts zu erörtern. Aber die Zensur kam hinter diese Schliche, und jener Bundestagsbeschluss machte die davon Betroffenen zu viel bemitleideten Märtyrern.

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen begann eine freiere Ära. Nun kam die „zeitgemäße Tendenz“ in der Lyrik, im Drama, in der Erzählung offen zu Wort. Damals gerade, als die ostpreussischen Stände in den Kampf für die längst verheißene, eine allen Staaten Preußens

gemeinsame liberale Verfassung eintraten, wurde Rudolf Gottschall Student der Rechte in Königsberg.

In einem seiner ersten „Literaturbriefe“ für die „Gartenlaube“ und vor zehn Jahren in dem behaglichen Buch „Aus meiner Jugend“ hat der Dichter eingehend erzählt, wie er sich in jenen Tagen mit dem Studenten Wilhelm Jordan befreundete, und wie sie sich beide unter dem Einfluß der satirischen Vorträge Walesrodes im Kneiphoffschen Junkerhof für Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ begeisterten. Das große Festmahl, das im Herbst 1842 die Liberalen Königsbergs dem schwäbischen Freiheitskämpfer zu Ehren veranstalteten, gab beiden Gelegenheit, zum erstenmal öffentlich als Dichter aufzutreten. Bald konnte in dem Züricher Verlage, der Herweghs Gedichte gedruckt hatte, ein Bändchen „Zensurflüchtlinge“ von Gottschall — anonym — erscheinen; er aber wurde selbst ein „Zensurflüchtling“. Das hinderte ihn aber nicht, ein Revolutionsdrama „Robespierre“ zu vollenden, und als in Breslau, wohin er sich von Königsberg gewandt hatte, die Polizei dessen Aufführung untersagte, fand er in dem Führer der liberalen Bewegung in Schlesien, dem Grafen Eduard Reichenbach auf Schloß Waldorf bei Neisse, dem hilfreichen Gönner des damals von seiner Breslauer Professur entsetzten Dichters der „Unpolitischen Pieder“, Hoffmann von Fallersleben, einen freundlichen Tröster. Graf Reichenbach ließ das Drama auf seine Kosten drucken und bot dem vielversprechenden jungen Poeten, der nun auch aus Breslau verwiesen wurde, auf seinem Schlosse ein gastlich Asyl. 1846, als Gutzkows „Uriel Acosta“, die Tragödie der Überzeugungstreue, die ersten großen stürmischen Erfolge erlebte, konnte sein Jünger Gottschall in Königsberg das juristische Studium als „Doktor“ abschließen. Er gedachte an der dortigen Universität eine Professur anzustreben, gab aber diesen Vorsatz auf, als Minister Eichhorn die Forderung an ihn stellte, er solle binnen Jahresfrist Beweise seiner veränderten Gesinnungen beibringen.

Die Summe des geistigen, des dichterischen Schaffens, das mit Gottschalls Tod nun abgeschlossen ist, läßt sich nicht leicht überblicken; schwer ist auch zu sagen, was ihn von seinen Werken überleben wird. Gar vieles, was er als Tendenzdichter schuf, war aus der betreffenden Zeit nur für diese geschrieben. Seine tiefste Eigenart und reifste Künstlerschaft hat sich in lyrischer Form ausgelebt; als Lyriker hat er oft auch mit vollem Erfolg seinen Gang zu rednerischem Pathos, zu prunkendem Bilderreichtum überwunden, der ihm als Dramatiker von Anfang an hinderlich war. Gottschall war der geborene Festdichter. Zum Schillertag vor fünfzig Jahren hat er dies durch sein Bühnenfestspiel, bei späterer Gelegenheit durch sein Drama „Gutenberg“ in hervorragender Weise bewiesen. Bei solchen Gelegenheiten traf er einen volkstümlichen Ton großen Stils. Da verstand er's, die Poesie wie ein Feldherr zu „kommandieren“. Wohl vielen Lesern wird noch in Erinnerung sein, wie schwungvoll er in diesen Blättern den Tag begrüßte, an dem fünfundsiebenzig Jahre verflossen waren, da Otto von Bismarck im Spiegelsaale zu Versailles den sieggekrönten König Wilhelm im Namen der übrigen deutschen Fürsten zum Kaiser ausrufen konnte. Wie warmherzig Gottschall diese Zeit erlebt, bezeugte er damals als Jüngster vom „Jungen Deutschland“.

Der Stärkere.

Roman von W. Heimbürg.

(15. Fortsetzung.)

Wieder nahte die Osterzeit.

In dem Leben der Mutter und des Sohnes hatte sich äußerlich nichts verändert, sie lebten zurückgezogen wie bisher, hörten nichts oder doch wenig von dem Leben der Leute, in deren Mitte sie wohnten.

Während des Sommers waren sie in Wyk auf Fähr gewesen, aber Leni hatte Ernst gebeten, nicht zu kommen, sie

wollte sich nicht neuer starker Sehnsucht aussetzen, denn sie wußte aus hundert kleinen Anzeichen, daß in der Seele ihres Sohnes noch lange kein Vergessen war; der Religionsunterricht wühlte sein Verfehlen aufs tiefste in ihm auf. Der Junge war zumeilen vollkommen verstört, und dann kamen so starke Anwandlungen von Neue, daß er davon zu sprechen begann, daß er doch eigentlich ein Schandfleck seiner Familie wäre, und